



May 2020

In Sturm und Wetter (Narrative)

Philippa Johanna Bohner

Follow this and additional works at: https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf_essay



Part of the [German Literature Commons](#)

BYU ScholarsArchive Citation

Bohner, Philippa Johanna, "In Sturm und Wetter (Narrative)" (2020). *Essays*. 1527.
https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf_essay/1527

This Article is brought to you for free and open access by the Nonfiction at BYU ScholarsArchive. It has been accepted for inclusion in Essays by an authorized administrator of BYU ScholarsArchive. For more information, please contact scholarsarchive@byu.edu, ellen_amatangelo@byu.edu.

In Sturm und Wetter.

Eine gefährvolle Fahrt nach Kamerun.

von **Johanna Bohner**

Basel

Verlag der Basler Missionsbuchhandlung

Es war in den Januartagen des Jahres 1894, als wir in Hamburg eintrafen, um uns zur Fahrt nach Kamerun einzuschiffen. Im Basler Missionshaus hatten wir Weihnachten gefeiert, und die Missionsgemeinde hatte sich versammelt, uns eine Abschiedsfeier zu halten. "Ihr habt mich nicht erwählt, sondern ich habe euch erwählt und gesetzt, daß ihr Frucht bringet und eure Frucht bleibe." Das waren die Abschiedsworte, die uns damals zugerufen wurden, und die wir nun als Geleitswort mit auf die Reise nahmen. Es schien uns verheißungsvoller denn je, als der Chor der Missionszöglinge als letzten Gruß uns das schöne Lied sang :

Zieht fröhlich hinaus zum heiligen Krieg!
Durch Nacht und durch Graus erglänzet der Sieg.
Ob Wetter auch toben, erschreckt nur nicht,
Blickt immer nach oben; bei Jesu ist Licht!

In Hamburg war es bitter kalt. Das Thermometer zeigte zwischen 15 und 16 Grad Kälte (R.). Bei dieser Kälte war die Elbe gänzlich zugefroren, und doch mußten wir durch die Elbe in die Nordsee gelangen. Allein darüber durften wir uns nicht beunruhigen, denn in solchem Falle fährt immer ein Eisbrecher voraus, der die Eismassen zerteilt und dadurch dem Schiff die Bahn zur Fahrt frei macht. Was uns aber vor der Reise bange machen konnte, war die Mitteilung, daß die Nachrichten von der See sehr ungünstig lauteten: nichts als Gegenwind, Nebel und Sturm; viele Schiffe scheiterten infolgedessen, viele Unglücksfälle wurden gemeldet. Ich erschrak und sagte zu meinem Manne: "Da ist es mir aber wirklich bange, wenn es so aussieht!" Mein Mann aber sagte: "Nun, ich denke, unser Gott kann uns wohl erretten, und will er es nicht tun, so wollen wir dennoch ihn anbeten." Durch diese Worte wurde mein Glaube mächtig gestärkt, und ich konnte mich ruhig Gottes Führung überlassen.

Bald erschien denn auch das Gefährt, das uns durch die Stadt an die Elbe bringen sollte. Wir empfahlen uns noch dem Schutze Gottes und stiegen in den Wagen, der mit uns davonrollte. Eine Viertelstunde später waren wir an dem Strandhäuschen an der Elbe. Hier mußten wir warten, bis das Schiffelein, das uns an den großen Dampfer bringen sollte, bereit war, uns aufzunehmen. Diese Wartezeit dünkte uns recht lange, weil es so empfindlich kalt war. Nach und nach stellten sich die Mitreisenden alle ein. Es wurde noch ein warmes Getränk angeboten, da hieß es auf einmal: „Einsteigen!" Von dem Strandhäuschen führte eine Brücke zum Schiffelein hinüber, so daß das Einsteigen gut von statten ging. Außer uns Missionsleuten fuhren noch mehrere Kaufleute mit, einige aus Hamburg selbst. Es war ein rührender Abschied. Taschentücher und Hüte wurden geschwenkt, „Gute Reise!" und „Lebe wohl!" zugerufen. Es ging dabei so lebhaft zu, daß wir im Augenblick ganz vergaßen, welche drohenden Gefahren wir entgegengingen. Der Eisbrecher, ein Schiffelein mit spitzen Eisen versehen, um das Eis zu

zerteilen, --- lief vor unserm Schiffe her bis nach Cuxhaven, wo der Ozeandampfer auf uns wartete.

Zunächst suchte ein jeder seine Kajüte auf, die ihm für die nächsten Wochen eine Herberge sein sollte. Hier suchte man sich denn auch so gut wie möglich einzurichten. Viele Passagiere waren es in dieser winterlichen Jahreszeit nicht, zumal es auch ein Frachtdampfer war, mit dem wir die Reise nach Westafrika antraten. Aber um so gemütlicher war es auf dem Schiff. Man schloß sich aneinander an, als ob man *eine* Familie wäre; man erzählte sich allerlei oder las, oder machte ein Gesellschaftsspiel; wenn es anging, verfertigten die Damen Handarbeiten, man betrachtete aber auch gerne das schöne, majestätische Meer. Auf diese Weise ist das Leben auf der See keineswegs eintönig; im Gegenteil, es bietet sehr viel Abwechslung. Damals freilich, als wir unsre Reise antraten, war es nicht gerade gemütlich. Es war so, wie man uns vorausgesagt hatte: Wir hatten Gegenwind, Nebel und Sturm. Den ganzen Tag ertönte das Nebelhorn was in uns allen ein unheimliches Gefühl erweckte. Da jedes Schiff ein Nebelhorn hat, ertönte es bald da, bald dort. Immer mußte man fürchten, es könnte einen Zusammenstoß geben mit einem andern Schiffe, das man im Nebel nicht sehen konnte. Besonders unheimlich was es nachts. Aengstlich schauten wir immer wieder aus, ob der Nebel nicht weichen würde, aber das geschah erst nach einigen Tagen.

Das Schiff schaukelte gewaltig. Die Schiffsmannschaft hatte tüchtig zu arbeiten; was auf dem Dampfer in Gefahr war, sich zu lösen, mußte festgemacht werden: jedes Segel, jedes Faß, jedes Fenster, jede Türe, jeder Balken. Die Rettungsboote wurden für alle Fälle in Bereitschaft gehalten. In den Gängen war die Schiffsordnung aufgehängt. Darauf war angegeben, in welcher Reihenfolge Reisende und Schiffsmannschaft die Rettungsboote benützen sollen im Falle eines Unglückes. Eines Tages hieß es: "Es darf niemand mehr an Deck." Es wäre dort oben zu gefährlich gewesen. Nun wurden auch die Tische ringsum mit hölzernen Rahmen, vier Finger breit, eingefast; auch jeder Teller wurde in einen besondern Rahmen gestellt, so daß er nicht rutschen konnte. Wenn man dann seinen Teller festhält, so kann man doch wenigstens seine Suppe essen. Daß diese und jene Schüssel mit Inhalt auf dem Wege von der Küche bis zum Speisesaal auf den Boden fiel, konnte nicht vermieden werden. In diesen Tagen jedoch waren die Reisenden so viel seekrank, daß sie nicht viel genießen konnten und männiglich froh war, wenn er überhaupt nur an der Tafel erscheinen konnte. Das Schiff war auf der Ausreise nicht genügend befrachtet worden, deshalb schwankte es hin und her, und dies um so mehr, je stärker der Wind war. Die Koffer in den Kajüten rollten immer hin und her, und an den Betten mußte ein Brett vorgeschoben werden, damit man im Schlaf nicht herausfalle. Doch wir wußten uns in Gottes Hand, dem wir uns alle Tage aufs neue anbefahlen.

Alle Passagiere teilten Freud und Leid miteinander und erleichterten sich auf diese Weise ihre Lage. Wir wußten ja auch, daß die Fahrt besser werden würde, sobald wir den Biskayischen Meerbusen, passiert haben würden. In diesen Tagen litten wir viel unter der Kälte, obgleich Dampfheizung eingerichtet war. Es wurde eben in den geschlossenen Räumen bald so dumpf, daß man sich nicht lange darin aufhalten konnte und sich nach frischer Luft sehnte. Unser Kapitän hatte eine schwere Zeit; trug er doch die Verantwortung für das ganze Schiff. Einmal als der Sturm aufs heftigste tobte, ließ er sich auf der Kommandobrücke anschnallen, damit er nicht fortgerissen würde. Oft meinte man, jetzt gehe die Schiffsschraube in Stücke. Aber Gott wachte über uns. Nach einer schweren Nacht kam am Morgen der Kapitän zu meinem Mann und sagte: „Herr B., der Wind hat sich gedreht, es geht dem Süden zu; heute Nacht stand es auf Spitz und Knopf, aber nun wird alles gut werden.“ Wer nach jenen angstvollen Tagen diesen Morgen

miterlebt hat, wird ihn nie vergessen. Lauter Jubel ging durch unsre Reihen. Wie war auf einmal alle Furcht weg; aus allen Angesichtern leuchtete Freude!

Wir durften doch wieder aufs Verdeck; die Kälte fing an nachzulassen, der Nebel war verschwunden; wir sahen keine Möven oder Sturmvögel mehr ängstlich das Schiff umkreisen. Es war mit einem Male alles anders geworden. Wie konnten wir uns nun freuen an der schönen See, die immer ruhiger und glatter wurde! Wie dankten wir unserm Gott, daß er so freundlich geholfen hatte! Wir sangen Lob- und Danklieder.

Wir sahen nun nichts mehr von Land, bloß Himmel und Wasser, und freuten uns, wenn wir ganz in der Ferne etwas am Horizont auftauchen sahen. „Ein Schiff!“ hieß es bald, und nun war die Spannung groß, bis man wußte, woher das Schiff kam. Auf offener See wird bloß begrüßt durch Aufhissen von Flaggen. Als aber bei einer Insel zu gleicher Zeit mit uns ein andres Schiff eintraf, warfen beide Schiffe die Anker aus und die Herren besuchten sich gegenseitig. Da es ein Dampfer vom Süden war, der nach Europa ging, konnten wir Briefe mitgeben und beeilten uns, unsern Lieben über unser Ergehen zu berichten. Von da an wurde das Wetter immer besser, die Luft wurde nach und nach so mild wie im Frühling; nach wenigen Tagen lagen wir vor wunderschönen Insel Madeira<<< an island off the coast of Portugal>>>, wo ewiger Frühling herrscht.

So sahen wir denn nach langen, bangen Tagen zum ersten Male wieder Land, und es verlangte uns sehr danach, dasselbe auch zu betreten. Wir mußten uns aber beeilen, denn in einigen Stunden wollte unser Dampfer weiterfahren. Wir kamen in die Stadt Funchal wo wir prächtige Gärten und viel frisches Gemüse und Obst sahen. Von letzteren kaufte der Schiffskoch ganze Körbe voll; das kam uns in den nächsten Tagen zu gut, wo uns bei allen Mahlzeiten das frische Gemüse und Obst vortrefflich schmeckte.

Nachdem wir Madeira verlassen hatten, fuhren wir wieder zwei Tage südwärts, bis wir an die Kanarischen Inseln gelangten. Auch hier gingen wir vor Anker; denn da ist ein großes Kohlenlager, das unser Kapitän benutzen wollte, um seinen Kohlenvorrat zu erneuern.

Diese Inseln sind ebenso schön als Madeira. Hier wie dort gibt es Taucher. Zu hunderten kommen die Jungens in ihren kleinen Booten an die Dampfer herangerudert, beladen mit Käfigen, in denen sie ihre Kanarienvögel feilbieten, oder mit Stühlen, die aus Weiden geflochten sind, oder mit schön verzierten Kästchen, oder mit Silberwaren, oder Obst und Gemüse. Sowie sich ein Passagier blicken läßt, springt einer um den andern ins Wasser, schaut nach oben und sagt, "*Master, one shilling,*" (Meister, eine Mark). So viel, meint er, solle man ins Wasser werfen, damit er es holen könne. Aber sie sind auch mit 25 Pfening zufrieden. Mit großem Geschick tauchen sie dann unter und holen das Geldstück aus dem Wasser heraus, so tief es auch untersinkt. Manche sind sogar so geschickt, daß sie auch ein Geldstück, das man auf der andern Seite des Schiffes ins Wasser wirft, herausholen; in diesem Fall gibt man ihnen den doppelten Betrag.

Doch die Stunden gingen nur zu schnell herum; die Anker wurden wieder gelichtet, und hinaus ging es auf die offene See. Wie herrlich wehte da wieder die frische Seeluft! An Unterhaltung fehlte es auch nicht. Manchmal sahen wir fliegende Fische; das sind Fische von 1/2 bis 3/4 Meter lang, die bald einzeln, bald in größerer Zahl sich auf einmal aus dem Wasser emporschnellen, 8 bis 10 Meter hoch und gleich darauf wieder ins Wasser zurückfallen. Das sieht sehr possierlich

aus. Einen wunderschönen Anblick bietet das Meerleuchten am Abend. Das ganze Schiff, soweit es die Meeresfläche berührt, ist da erleuchtet wie von einem Lichtermeer. Das kommt von kleinen Tierchen, die sich an der Oberfläche des Meeres um das Schiff herum zusammenfinden.

Nun hatten wir fast immer schönes Wetter. Bloß einmal überraschte uns ein afrikanisches Gewitter, denn wir waren mittlerweile in der Nähe von Sierra Leone an der afrikanischen Küste angelangt. Da hieß es wieder:

„Alles das Deck räumen!“ Diese Gewitter ziehen in der Regel schnell herauf und ziehen ebenso schnell vorüber. Schwarzes Gewölk bedeckte den Himmel, grelle Blitze zuckten, der Wind peitschte das Schiff, so das es wieder gewaltig zu rollen anfang; aber bald kam ein starker Regen, und schon am Abend war alles vorbei, bloß die kühlere Luft und das nasse Deck ließen noch erkennen, daß ein Gewitter über uns hingezogen war. Nun dachten wir, alle Gefahren überstanden zu haben und hofften in kurzer Zeit an unserm Bestimmungsort landen zu dürfen. Waren wir doch schon in Liberia, dem Negerfreistaat an der afrikanischen Küste, angekommen. Allein wir mußten erfahren, das einem Schiff auch Gefahren drohen können, die man nicht mit Augen sieht.

Es war ein herrlicher Nachmittag, die See war spiegelglatt, wir waren oben auf Deck und spielten Ringwerfen. Da bekommt jeder Spieler vier aus Schiffstauen verfertigte Ringe; diese muß er auf die Zahlen werfen, die in einem Quadrat auf dem Boden des Deckes mit Kreide angeschrieben sind; je nachdem man hohe oder niedere Zahlen wirft, gewinnt oder verliert man. Eben fuhren wir an einer kleinen Felseninsel vorbei; da bemerkte einer der Herren scherzend zu seiner Nachbarin: „Was meinen Sie, wenn wir jetzt auf dieser Felseninsel landen müßten?“ Unser Schiff näherte sich langsam dem Lande; denn der Kapitän wollte an dieser Küste schwarze Arbeiter mitnehmen für die Goldküste und Kamerun, was er den Leuten auch durch Pfeifen mit der Maschine zu verstehen gab. Wie wir nun die Felseninsel anschauten, da tat unser Schiff plötzlich einen Ruck, und es war uns, als ab es ein Stückchen in die Tiefe ginge. Einer sah den andern an. Wir merkten sofort, daß etwas passiert sei. Unser Schiff lief nicht mehr vorwärts.

Der Kapitän ließ mit Volldampf arbeiten, aber das Schiff blieb auf derselben Stelle sitzen und neigte sich stark auf die eine Seite. Nun war es klar, daß wir festsäßen. Nach einigen Minuten sagte dann der Kapitän: „Meine Herren und Damen! Ich muß Ihnen leider die Mitteilung machen, daß uns ein Unglück zugestoßen ist; der Dampfer ist auf einen Felsen aufgefahren und wir müssen Sie so schnell wie möglich ans Land setzen. Halten Sie sich bereit! Zuerst die Damen und die invaliden Herren, dann die übrigen Passagiere.“ Die Rettungsboote waren schnell bereit, der Kapitän rief unsere Namen, und zwar rief er mir zuerst. Ich wußte nicht, was anfangen, um in das Boot zu kommen, das tief unten lag; denn es war keine Zeit mehr, eine Schiffstreppe zu besteigen oder auch nur eine Strickleiter, viel weniger reichte es dazu, sich in einem Stuhl ins Boot befördern zu lassen. Man sagte mir, ich solle mich einfach auf den Schiffsrand setzen. Das tat ich, und als die Wellen das Boot in die Höhe hoben, packten mich die Matrosen, die im Boot waren, und zogen mich in dasselbe. Auf diese Weise kamen alle hinein, etwa zwölf Personen. Auch einige Koffer wurden noch hinuntergeworfen, was leicht gefährlich hätte werden können. Gottlob, niemand wurde dabei verletzt! Es ging alles schnell von statten, und bald waren wir unterwegs, dem Lande zu. Die Fahrt ging langsam; denn wir hatten nur wenige Ruderer, weil alle vier Rettungsboote bemannt sein mußten. Wir waren $\frac{3}{4}$ Stunden vom

Lande entfernt. Am Ufer sahen wir eine Menge schwarzer Leute stehen. Wir wußten nicht, ob dieselben Böses oder Gutes mit uns im Sinne hatten. Wir kamen nun in die nächste Nähe der genannten Felseninsel; da überlegten wir, ob es nicht besser sei, an der unbewohnten Insel anzufahren, als uns auf dem Festlande in Gefahr zu begeben. In demselben Augenblick sandte uns Gott einen Wegweiser. Ein kleines Baumboot kam uns entgegengefahren, dessen Insasse uns zurief: „Herr B., haben Sie keine Furcht; man wird Ihnen nichts zu leide tun!“ Es war ein dortiger Eingeborener, der früher bei uns gearbeitet hatte und sich freute, uns wieder zu sehen. Dieser Mann geleitete uns nun in sein Dorf; er fuhr in seinem Kanu (Baumboot) immer neben unserm Boot her, bis wir das Land erreicht hatten und brachte uns dann in das Haus des Häuptlings, der uns auch von früher her bekannt war und uns gerne beherbergte. Freilich, in seinem kleinen Häuschen hatten nur wenige Platz. Betten hatte er keine, weil die Leute dort gewöhnlich auf einer Matte schlafen und sich bloß mit einem Tuche zudecken. Er hatte aber eine Pritsche, die wir benutzen durften. Einige der Reisenden hatten Hängematten vom Dampfer mitgebracht, die sie dann vor den Häusern an den Dächern befestigten und worin sie ihr Nachtlager fanden. Andere nahmen Bücher unter den Kopf. Jeder half sich so gut er konnte; manche begnügten sich damit, auf einer Veranda sitzen zu dürfen.

Die ganze Nacht wurde nun hin und her gerudert; zuerst wurden die Passagiere, dann der Proviant an Land gebracht. Am Strande hatten sich viele Schwarze angesammelt, weil sie unser Unglück bemerkt hatten und sich auf gute Beute freuten. Denn bei diesen Leuten herrscht das Strandrecht, wo jeder nehmen kann, was ihm beliebt, wenn ein Schiff gestrandet ist. So fuhren sie denn auch alsbald in ihren kleinen Kähnen ins Meer hinaus und fischten eine ganze Menge Sachen aus dem Wasser. Ja, als die Mehrzahl der Mannschaft das Schiff verlassen hatten und nur noch der Kapitän mit einigen wenigen Leuten in einem Rettungsboot am Schiff Wache hielt, drangen sie sogar in das Schiff ein und nahmen, was sie konnten. Auch von andern Dörfern kamen sie herbei, um das Schiff zu plündern. Das Dorf, in welchem wir landeten, lag mit einem Nachbardorf in Streit. Als nun die Männer in ihren Kähnen fortgefahren waren, kamen die Leute aus dem Nachbardorfe und überfielen deren Frauen und Kinder, steckten die Hütten in Brand und verübten allerlei Unfug. Es gab schließlich ein großes Gefecht, wobei viele verwundet wurden; dankbar waren dann diese für die Hilfe, die unser Schiffsarzt ihnen leisten konnte; er hat damals in einer Nacht 25 Leute verbunden und behandelt.

Wie froh waren wir, daß wir, als das Gefecht losging, schon in das größere Dorf -- „Groß-Nifu“, hieß es, während das andere den Namen „Klein-Nifu“ führte -- übersiedelt waren. Beide Dörfer lagen am Strand, etwa eine Stunde voneinander entfernt. Ein europäischer Kaufmann, der dort für eine Firma Handel trieb, ließ uns sagen, wir möchten in jenes Dorf kommen. Klein-Nifu hatte nicht Raum für uns alle; denn wir waren mit der Besatzung des Schiffes 70 Personen. Ein kleines Motorboot, das der Kapitän nach Afrika mitbringen sollte, wurde dazu benützt, um uns und unsre Sachen von einem Ort zum andern zu bringen.

In Groß-Nifu waren einige größere Räume: ein baufälliges, verlassenes Missionshaus, ein Warenschuppen und bei den Eingeborenen selbst waren einige Zimmerchen zu haben. Auch war ein freier Platz da, wo der Kapitän ein Zelt für die Schiffsbesatzung aufschlagen ließ. Wir Missionsleute durften im Missionshaus logieren und mit uns noch einige Kaufleute. Es waren da doch Bretterböden, wenn auch keine Bettstellen. Wir legten ein Kleidungsstück unter den Kopf und konnten auch so schlafen. Auf den Dächern der Negerhütten waren überall Wäschestücke, die sie vom Dampfer geholt hatten, ausgebreitet, und es sah aus wie eine große Bleiche. Manches

boten die Neger wieder zum Verkauf an. Da sie den Wert der Dinge nicht kannten, konnte man manches ganz billig bekommen, z. B. ein großes Stück Fleisch für einige Pfennige. Wir mußten uns ja umsehen, um etwas für unsern Magen zu bekommen. Unser Kaufmann konnte uns Reis und Schinken geben. So kochten wir Reissuppe mit Schinken. Das schmeckte uns so gut wie lange nichts mehr; sogar der damalige Gouverneur von Kamerun, welcher die Reise mitmachte, labte sich daran. Ein Glück war es, daß ein Herd und einige Kochtöpfe da waren, wenn auch die Teller nicht für uns alle reichten, ebensowenig die Bestecke. Doch konnten wir noch Blechlöffel bei unserm Kaufmann kaufen. Wir waren unserer 13 in dem Häuschen; da aß immer zuerst eine Partie, dann die andre. Fleisch, Kartoffeln, Fett, Kaffee und Tee hatte uns unser Kapitän geschickt, auch ließ er uns an den folgenden Tagen Bestecke und jedem einen Teppich zukommen, so daß wir uns gut versorgt vorkamen. Eine von uns hatte Essigsäure – als Mittel gegen Kopfschmerzen – bei sich; damit konnten wir Kartoffelsalat herstellen. Es mußten alle mithelfen; einige holten Holz und Wasser, andre schälten Kartoffeln, eine von uns kochte, oder man wechselte ab. Es mußten auch Einkäufe im Ort gemacht werden: Eier, Hühner, Salz, Pfeffer u.a. Einmal wurde uns gesagt, es sei in einem Negerhofs eine Matratze zu verkaufen. Wir gingen hin und kauften dieselbe für M. 4. -- , eine ganz schmale Schiffsmatratze. Ein andermal wurde gefragt, wem wohl der Ballen Leinwand gehöre, den unten am Strand liege. Ich sagte, das müsse der meinige sein, und wirklich fand ich da mein Leinenzeug wieder, das ich für Bettücher mitgenommen hatte. Es war den Leuten offenbar zu schwer gewesen, und so ließen sie es am Strande liegen.

Auf diese Weise verging rascher, als wir gedacht hatten, ein Tag nach dem andern. Am sechsten Tag kam ein anderer Dampfer an, um uns abzuholen. Einer unsrer Mitreisenden brachte uns kurz vor der Abreise unsre Bibel und unser Losungbüchlein, die er irgendwo gefunden hatte. Bald waren unsre wenigen Sachen zusammengepackt. Noch einmal grüßten uns die Sprüche an den Wänden des Missionhauses: „Gott ist getreu!“—„Befiehl dem Herrn deine Wege“ usw. und wir dankten Gott, daß er uns so gnädig beschützt hatte. Dann fuhren wir der Goldküste zu. Von unserm gesunkenen „Adolf“ sahen wir bloß noch den Schornstein und den Mastbaum und einige Reste; die eine Hälfte war schon am zweiten Tag gesunken, die andere am dritten. Mit großer Herzlichkeit wurden wir von den Basler Missionaren in Akra, wo wir uns zunächst aufhielten, begrüßt. Gemeinsam lobten und dankten wir Gott, und einer der Missionare hielt eine Ansprache über die Worte des 23. Psalms: Der Herr ist mein Hirte, mir wird nicht mangeln usw. Mit einem späteren Dampfer gelangten wir dann wohlbehalten in Kamerun an. Somit hatten wir doch schließlich trotz Unwetter und Schiffbruch durch Gottes Güte unser Ziel glücklich erreicht.